



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Wien.

Erzherzog Ferdinand und Graf Stadion. — Erinnerungen an einen ehemaligen Minister. — Der staatsmännische Nachwuchs. — Hofrath Serway. — Was sich Alles nach Belgien flüchtet. — Eine räthselhafte Schrift. — Patrioten sind keine Sicheliederer. — Oesterreichs Stellung in Italien. — Italienische Actien. — Das Burgtheater und Herr von Küfner.

In der galizischen Verwaltung sind vor der Hand die Personen gewechselt worden, ob mit ihnen auch die Sachen, muß die nächste Zukunft lehren. Erzherzog Ferdinand von Este, der bisherige Gouverneur des aufgeregten Landes, ist aus dem Staatsdienst entlassen und an seine Stelle geht der bisherige Gouverneur von Mähren, Graf Stadion, unter dem Titel eines „Hofcommissärs“ nach Galizien. Die Stadion's haben in Oesterreich einen guten Klang. Es sind Stocharistokraten, aber rührige, energische und schwungvolle Charaktere. Noch erinnern sich hier Viele mit Wärme des Ministers Philipp Stadion und seiner in der Schule Pitts geschöpften, wahrhaft patriotischen Regenerationspläne, noch erinnert man sich jener Kundmachung vom 6. Februar 1806, welche „Lösung der Geistesfesseln und allseitige Förderung jedes rühmlichen und gemeinnützigen Strebens“ proclamirte. Aus einem alten schwäbischen Geschlechte stammend waren die Stadion's nach Wien gekommen und haben sich immer mehr als Deutsche, denn als Oesterreicher betrachtet. Dennoch war Philipp Stadion der erste seit Kaiser Joseph, der die Furcht vor den alten Nationalsprachen der Czechen und Magyaren abstreifte und die geschichtlichen Quellen dem Studium und der Veröffentlichung frei gab. Es war ein kurzer Sommerblick geistiger Freiheit diese Paar Jahre des Philipp Stadionischen Ministeriums. Die Wiederbelebung der ständischen Verfassungen, freilich mit überwiegenden aristokratischen Elementen, war sein Lieblingsplan. Doch war er nicht blind gegen die begründeten Ansprüche des Dritten Standes. Die Vereine, die seit Kaiser Franzens Regierung bis auf die Liebhabertheater herab unterdrückt und als ein Mittel zur Verschwörung verfolgt waren, wurden von ihm wieder belebt und die meisten wohlthätigen;

wissenschaftlichen und sonstige patriotische Vereine, die jetzt bestehen, datiren erst aus jener Zeit. In Bezug auf die Censur hatte er den Wahlspruch: Volle Freiheit für die Bücher, keine für die Blätter! Sein Bruder Friedrich, in Dahlbergs Schule erzogen, glich ihm an Gesinnung und Enthusiasmus. Mit diesen Familientraditionen aufgesäugt, tritt nun der neue „Hofcommissär“ seinen Posten in Galizien an. „Der Mann für den Dienst,“ nicht „der Dienst für den Mann“ war Philipp Stadion's Wahlspruch. Möge der neue Gouverneur von Galizien dieser Devise eingedenk bleiben; sein Dienst verlangt einen ganzen Mann und nicht Jedem ist eine so große Gelegenheit gegeben, sich als solchen zu bewähren. Hier gibt es Raum für einen schönen, erhabenen Ehrgeiz, der seine Befriedigung nicht blos in einer glänzenden Stellung, sondern in denkwürdigen Handlungen sucht. Fast keinem unserer jüngern Staatsmänner ist zur Zeit die Gelegenheit geworden, ihren Namen durch irgend eine That der Geschichte zu vererben; Graf Stadion ist der Glückliche, der an der Schwelle einer geschichtlichen Laufbahn steht. Es gilt ein zerstörtes, aufgewühltes Land regeneriren zu helfen, es gilt alte Schäden wenn auch nicht zu heilen, doch zu unterbinden, Gesetzen und Verwaltung neue Formen, neues Leben zu erwirken. Mögen wir Oesterreicher endlich eine Probe erhalten von dem, was wir von unserm staatsmännischen Nachwuchs zu hoffen haben; besorgt fragen sich die treugesinnten, an ihrem Vaterlande hängenden Herzen, was es von der Zukunft zu hoffen habe und welcher Geist diejenigen belebt, die berufen sind, in die erste Reihe zu treten.

Von Prag hört man, daß der Hofrath Gervay, der auf einer Baderreise nach Karlsbad begriffen war, dort hart erkrankt sei. Herr von Gervay ist einer der wichtigsten und einflussreichsten Staatsbeamten der Monarchie. Er ist Protocollführer der Staatsconferenz und hat den Schlüssel zu den wichtigsten Geheimnissen unserer Zeit. Wenn dieser Mann seine Memoiren schreiben wollte?!

Das neue Franzensdenkmal ist noch immer nicht aus dem Stadtgespräch heraus. Man erzählt sich jeden Tag neue Geschichten; unter andern geht das widersinnige Gerücht, man wolle die Statue abnehmen und sie umgießen lassen. Eine komische Enttäuschung fand unser Lesepublicum in einer gleichzeitig mit der hiesigen Aufstellung des Monumentes in Brüssel erschienenen Schrift: Kaiser Franz der Erste von Oesterreich und seine Zeit (Brüssel 1846). Eine Schrift über Kaiser Franz, eine Schrift, die nicht ein Mal in Deutschland die Censurerlaubnis erhalten konnte und nach Brüssel flüchten mußte, eine Schrift, deren Verfasser so geschickt den Zeitpunkt abwartete, um sie in die Welt zu schleudern, muß gar pikante Sachen enthalten: wie erstaunte man und lachte einander aus, als man bei näherer Besichtigung eine Art Schulbuch fand, das eben so gut hier in Wien bei Schmidt oder in Grätz bei Kienreich, in Prag bei Gottlieb Haase u. Söhne hätte erscheinen können. Ich will Ihnen blos die Schluszeilen citiren, um ihnen den Geist des scheinbar nach Belgien geflüchteten Buches zu bezeichnen: „Wir haben den Gegenstand dieses Werkes (!), den Kaiser Franz, von sei-

nem ersten Auftreten auf der Weltbühne durch schlimme Tage, durch Gefahr und Ungewitter begleitet: es bedarf nur noch weniger Worte, um an seiner Gruft mit wehmüthiger Trauer und gerechter Befriedigung von dem wackern Manne Abschied zu nehmen. Die Stürme der Julirevolution und deren so manches Staatsgebäude erschütternde Nachwirkungen blieben auf Oesterreich ohne allen Einfluß; es bewährte sich damals recht deutlich, welch' eine sichere Schutzwehr die Liebe der Völker zu ihren Fürsten in gefährvollen Tagen ist. Oesterreich hatte keine politische Wünsche (!!!!!), das ist wahr (!), aber hätte es selbst deren gehegt, es würde sie ruhig und erwartungsvoll an den Stufen des Kaiserthrones niedergelegt und erwartet haben, was der Vater Franz dazu sagen, ob er sie erfüllen oder zurückweisen werde." Und so weiter! Dieses Werk — wie der Verfasser bescheiden sein Fabrikat nennt, welches in 336 kleinen Seiten die ganze Regierungszeit Franz I. beschreibt — hatte wahrlich nicht die mindeste Ursache nach Brüssel wandern zu müssen. Das Ganze scheint eine Speculation doppelter Art zu sein: von Seiten des Verlegers und von Seiten des Verfassers. Der Verleger hat, was ihm nicht zu verargen, auf das Wort Brüssel und seine Anziehungskraft bei einer solchen Schrift gerechnet, während der Verfasser wahrscheinlich seinen Gönnern, mit der selbstzufriedenen Miene eines großen Pifficus, das Buch zugeschiekt hat und für die schlaue Art, wie er sein Ei in ein solches Nest gelegt hat, wahrscheinlich eine Belohnung erwartet. Wäre es nicht so, warum hat er sich nicht auf dem Titel genannt? Verfolgungen hat diese Schrift sicher nicht zu erwarten. Warum also die Anonymität? Schämt der Verfasser sich seines Buches oder hat das Buch sich seines Verfassers zu schämen? Ein sonderbares Mysterium ist es auch, daß auf der letzten Seite dieses soi disant in Brüssel erschienenen Buches mit ganz kleiner, kleiner Perlschrift die Worte zu lesen sind: Druck der Reclam'schen Officin. Frage: wo ist dieses Buch erschienen? Ich könnte Ihnen den Namen des Verfassers mit Bestimmtheit nennen; ich verschiebe es jedoch bis auf gelegener Zeit. Wahrlich, wir sind die letzten, die einen Oesterreicher eines warmgefühlten patriotischen Buches wegen verspotten würden. Sogar jenen bornirten Patriotismus, der Alles rosenroth sieht und an die Unfehlbarkeit der „hohen Behörden“, wie an seinen Gott glaubt, lassen wir gelten, weil er glaubt. Aber wer zwei Augen hat, um zu sehen und absichtlich nur das eine öffnet, der ist ein Heuchler und ein Lügner. Die Vaterlandsliebe verehren wir. Die Anhänglichkeit an unsere Dynastie, an die edle kaiserliche Familie, ist uns eine freudige und heilige Pflicht, aber die Speichellecker, die Wahrheitsverdreher, die Schriftsteller, welche die österreichische Geschichte zu einer chinesischen Malerei machen, in der Alles grelle Lichtfarbe und gar kein Schatten ist, die lügnerische Feder, die frech hinschreibt: „Oesterreich hatte keine politische Wünsche,“ während es noch in Galizien als Nachwehen langer Wunden blutet, während vom ungarischen Reichstag grade in den letzten Jahren des Kaisers Franz nur heftige Reaction gegen die eingewurzelten Zustände sich erhob, die trifft die Acht eines jeden ehrlichen Mannes.

Unser Aller Blicke sind jetzt nach Italien gewendet und mit Spannung sieht man den ersten politischen Acten des Papstes entgegen. Die politische, die kirchliche wie die finanzielle Welt, sind dabei gleich betheilig. Bei Hofe und in der Diplomatie hat die ungewöhnliche Auszeichnung, welcher der heilige Vater bei der ersten Audienz des diplomatischen Corps dem französischen Botschafter erteilte, viel Aufmerksamkeit erregt. Oesterreich, das in Italien den alten Kampf gegen den französischen Einfluß stets mit gleicher Wachsamkeit fortzukämpfen hat, erlitt in der letzten Zeit einige bedeutende Nachtheile. Der Hof von Neapel und von Sardinien hat sich dem französischen Interesse zugewendet, da man von Paris aus versteht dem Ehrgeiz beider Monarchen, trotz ihrer Rivalität, zu schmeicheln und ihnen die Zukunft auf Kosten Oesterreichs rosenfarbig auszumalen. Ueber die Bewegungen und Stimmungen in Neapel ist man hier genau unterrichtet, da Oesterreich dort durch einen höchst geistvollen Repräsentanten (Fürst Felix Schwarzenberg) vertreten ist. In Turin dagegen, wo der bevollmächtigte Minister (Graf Buol-Schauenstein) erst seit zwei Jahren sich befindet, ist es kein Wunder, wenn das Terrain unsicher ist und der neu ernannte Legationsrath, Herr von F., den man von Berlin ablöste und dorthin versetzte, wird sich besser auf Gemälde als auf eine Zeichnung der dortigen Zustände verstehen. Zwar heißt es, Sardinien gebe nach und biete beide Hände zur Aussöhnung mit unserem Cabinette, allein daß eine innere Narbe aus diesem Streite bleiben wird, kann man kaum bezweifeln. Sind wir doch auch mit Neapel ungeheuer freundschaftlich und doch hat der König (Schwiegersohn des Erzherzogs Karl) sich nicht bewegen gefunden, nach Triest zu kommen, als Se. M. der Kaiser vor zwei Jahren dort war — trotz der officiellen Anzeige, die ihm unsere Gesandtschaft machte. Würde in diesem Augenblicke eine politische Krisis in Italien entstehen, so könnte Oesterreich nur auf seine eigene Prinzen, d. h. auf die in Toscana, Modena u. c. herrschenden Nebenlinien, mit Bestimmtheit rechnen. Um so besorgter ist man, daß sich Rom nicht gleichfalls Frankreich zuwenden und daß die auffallende Manifestation, die der neuerwählte Papst Herrn Rossi in feierlicher Audienz gab, nicht bloß eine Aeußerung persönlicher, sondern politischer Zuneigung ist. Daß unser Clerus mit Spannung den Berichten aus Rom entgegensteht, bedarf keiner Erläuterung, wohl aber muß ich ein Wort über die Theilnahme der commercziellen und finanziellen Welt sprechen. Der Handel nach Italien ist es nämlich nicht allein, der über jeden Lusthauch der Halbinsel ängstlich wacht, sondern auch auf unserer Börse wartet man auf jeden Athemzug des Papstes, der entscheiden kann, ob der Kirchenstaat Eisenbahnen bauen wird oder nicht. Unsere Capitalisten und — Nichtcapitalisten sind nämlich bei den verschiedenen italienischen Eisenbahnunternehmungen hoch betheilig und es sind in letzterer Zeit namentlich Courschwankungen in diesen Papieren eingetreten. So z. B. sind die Papiere der Livorneser-Pisaner Eisenbahn, eine Unternehmung voll Zukunft und Realität innerhalb weniger Wochen von 116 auf 106 heruntergegangen in Folge einer heftigen Contremine. Mit dem ersten Anzeichen, daß der Papst den Eisenbahnbauten im Kir-

Genstaate geneigt sich zeigt, werden alle diese auf den innern Verkehr in Italien begründeten Unternehmungen gewinnen.

An unsern Theatern dörrt die Hitze alles Interesse aus. Das Burgtheater ist geschlossen und seine Mitglieder suchen Lorbeeren oder Heu, je nachdem sie auf Gastspielen, oder auf Landparthien sind. Vielleicht haben Sie gehört, daß die Direction des Burgtheaters trotz der Aufforderung sich dem deutschen Theatervereine, den Herr von Gall und Herr von Künftner gestiftet haben und der in der Uebereinkunft besteht, daß Niemand eine an eine Bühne contractlich gebundene schauspielerische Person engage, ehe sie dort ihren Contract gelöst hat — sich nicht angeschlossen hat. Die Antwort, welche die Burgtheaterdirection dabei erteilte, war eine sehr würdige: Das Burgtheater halte seinerseits eine solche Verpflichtung erst einzugehen für unnöthig, da das k. k. Hofburgtheater niemals einem contractbrüchigen Schauspieler die Ehre ein Mitglied seines Künstlerkreises zu sein gestattet habe. — Ein Seitenhieb auf Herrn von Künftner, der in der „Höpsfrage“ allerdings andern Grundsätzen folgte, lag kaum in der Absicht dieser Antwort; allein, wen es in der Nase beißt, der niese!

II.

Aus Berlin.

I.

Der Kunstmarschall und die beleidigten Kunstsoldaten. — Heinrich Leo, Napoleon und Friedrich Wilhelm III. — John Prince-Smith.

Als im vorigen Monat Herr Director Peter v. Cornelius aus Italien zurückkehrte, wo er, wie es scheint, immer hinzugehen pflegt, wenn er bedeutendere Aufträge hat, (wie z. B. diesmal: wegen der Cartons zu den Fresken des im Bau begriffenen Camposanto) wurde ihm von seinen Verehrern ein Ständchen gebracht. Der Begrüßte wohnt bereits in dem neuen Hause auf dem Grerzierplatz, das ihm der König erbauen ließ, und worin Herr von Cornelius nach seinem Tode seine sämmtlichen Bilder, Zeichnungen, sowohl eigene als fremde, die in seinem Privatbesitz für ewige Zeit als öffentliches Eigenthum belassen wird. Dicht neben dem Museum-Cornelius wird später auch das Museum-Raczynski erhoben (ebensfalls ein Haus, das der König hat erbauen lassen) und worin Graf Raczynski seine sehr werthvolle Gemäldegallerie dem Publicum vererben wird. Nachdem das erwähnte Ständchen, wozu etgens ein Lied gedichtet und componirt worden war:

„Es mehrte stets Dein Künstlerthum
Des heil'gen Vaterlandes Ruhm,
Drum tönt Dir deutscher Männer Gruß,
Und dreimal hoch! Cornelius.“

vorbei war, trat Herr von Cornelius unter die Begrüßenden, unter denen sich auch Meyerbeer und Rauch befanden und hielt eine sehr merkwürdige Ansprache, wie selbst der Grerzierplatz bis dahin schwerlich je vernommen. Herr von Cornelius sagte in dieser wunderbaren Rede

unter anderm: „Der Platz hier heißt der Exerzierplatz, auf ihm haben sich einst die Krieger in den Waffen geübt, um die Victoria da droben auf dem brandenburger Thor zu befreien, jetzt beginnt die neue Übung, um die in Fesseln schmachende Victoria der Kunst zu befreien, wozu ich selbst als ein Marschall der Kunst, welchen des Königs Gnade zum Kampfe erkoren“ u. s. w. Ob dies ganz genau die eigenen Worte des Herrn v. Cornelius waren, wissen wir nicht, in-
 deß der Sinn ist genau wiedergegeben. Ferner sagte Herr von Cornelius, „er habe fünf Mal die Alpen und die Apenninen überschritten, aber nicht, um in Italien zu schwelgen, sondern um dem Vaterlande das Beste zu holen“ ic. Der Effect dieser Rede war plöglich und überwältigend: Cornelius, ein Marschall der Kunst auf dem Exerzierplatz vor dem brandenburger Thor, gradeüber Kroll's Etablissement, erkoren, um die „in Fesseln schmachende Victoria der Kunst zu befreien.“ Man wurde unwillkürlich an des Herrn v. Cornelius verwunderungswürdiges Delibé „Christus in der Vorhölle,“ das Graf Raczynski für 1000 Friedrichsd'or zu acquiriren das — Stück gehabt, erinnert, worauf man Leute erblickt, die man, wären sie so unglücklich, zu leben, nicht schnell genug in's erste, beste orthopädische Institut schicken könnte, und denen die Augen an Theilen des Kopfes sitzen, wo man sie für gewöhnlich nicht zu suchen pflegt.

Zugleich aber wurde man auch erinnert, daß in Deutschland hier und da Künstler leben, wie die Shadow's, Julius Schnorr, Dverbeck, W. Kaulbach, Lessing, Rauch, Schwanthaler, Riß ic. Dem „Christus in der Vorhölle“ Aehnliches haben die Genannten freilich bis dato nicht hervorgebracht, aber dafür ist es ihnen auch bis jetzt noch nicht eingefallen, für „Marschälle der Kunst“ gelten, und die „in Fesseln schmachende Victoria der Kunst“ befreien zu wollen.

Wer wollte nicht gern die großen Verdienste anerkennen, die Herr von Cornelius sich um die Kunst erworben, namentlich als Theoretiker und Lehrer künstlerischer, energischer Charaktere, denn Herr von Cornelius war in der Kunst weit mehr eine bedeutende und einflußreiche Capacität, als ein genialer Producent, und nicht Kaulbach allein hat ihn in letzterer Beziehung weit überflügelt; allein die Zeiten haben sich geändert und weder die Praxis noch die Theorie bedarf heutzutage der Thaten des Herrn v. Cornelius in der Eigenschaft eines Marschalls der Kunst, um die schmachende Victoria zu retten.

Die wunderliche Rede des Herrn von Cornelius verfehlte denn auch nicht, ein sehr mißliches Erstaunen unter den Künstlern Berlins zu erregen, und Friedrich Förster, sonst eben kein Napard, übernahm es, in einer Sitzung des „wissenschaftlichen Kunstvereins“ dieselbe gehörig ad absurdum zu führen. Schade, daß Förster dabei vergaß, der Werke des genialen Schlüter und der gründlichen Reiterstatue des großen Kurfürsten auf der langen Brücke, eines Kunstwerkes, zu gedenken. —

In No. 46 der evangelischen Kirchenzeitung hat der bekannte Geschichtskämpfer Heinrich Leo (Dr. und Professor in Halle) eine Recension über Niebuhs Buch „das Zeitalter der Revolution“ geliefert, worin

er dem berühmten Gelehrten und Staatsmann nachzuweisen sucht: „daß er zwar in vieler Hinsicht sehr weit über seiner Zeit stand, in der Betrachtung sittlicher Dinge aber doch dieser Zeit auch seinen Tribut gebracht und ihre Mängel auch mitgetragen, ihre Lücken an sich erfahren hat.“ Herr Leo, der in der „Betrachtung sittlicher Dinge“ bekanntlich ein sittlicher Löwe ist, sucht dies an Niebuhr's Auffassung des Charakters Napoleon's nachzuweisen. Herr Leo sagt: „Es ist deutlich, Niebuhr erkannte (?) Napoleon an als das, was er war, als einen vollkommen teuflischen Egoisten, als einen Mann, der die Welt so weit verachtete, daß ihm am Lächerlichwerden nichts lag“ (paßt ganz auf Herrn Leo selbst) „wenn die Sache in seinen Kram paßte; daß er (Napoleon) den schändlichen Mord befahl, wenn er meinte, sein Interesse erheische ihn u. s.; daß vor seiner (Napoleons) Lüge und Verleumdung sogar der Todte nicht sicher war“ (paßt ja wiederum ganz und gar auf Herrn Leo selbst, der Niebuhr, Napoleon, Gustav Adolph und die selbige französische Revolution von 1789 noch nach dem Tode verleumdet und beschimpft).

Endlich culminirt die Genialität jenes Leo'schen Artikels in der frommen evangelischen Kirchenzeitung in folgendem lächerlichen Passus: „Napoleon hat in seiner Seele die vollkommene Niederträchtigkeit großgezogen, die dazu gehört, daß Jemand seinem Bedienten fortwährende Verlockungen zu kleinen Untreuen aufsteckt, bis es ihm gelingt, den armen Menschen zu verführen und zu ertappen, um ihn dann durch diese ertappung zum Schändlichsten, zur Befriedigung aller Lüste mit ihm und an ihm (!) in seiner Gewalt zu haben, weil er ihn, wo er irgend zu widerstehen wagt, als Dieb verklagen und äußerlich vollkommen ruiniren kann. Diese Niederträchtigkeit, diese Gemeinheit der Seele zieht durch Napoleon's Leben — und diese empörende Niederträchtigkeit hat Niebuhr, wie aus seinem Urtheil über den Mann im Ganzen hervorgeht, vollkommen erkannt; (sic) und daneben — sollte man es glauben — spricht Niebuhr an andern Stellen mit Verehrung von Napoleon, nennt ihn „einen großen Mann“ u. s. w. Man weiß nicht, ob man sich über solche Albernheit empört fühlen, oder lachen, oder den armen Mann bemitleiden soll. Daß ein solcher Unsinn in der frommen evangelischen Kirchenzeitung steht, kann Niemand in Erstaunen setzen, der die innerste Tendenz dieses heiligen Instituts kennt.

Herr Leo, der unvergleichliche Entsteller der Weltgeschichte, der es unternommen, einen Niebuhr wegen seiner Verehrung Napoleon's ad absurdum zu führen, weiß vielleicht nicht mehr, daß ein deutscher König in seiner Bewunderung Napoleon's so weit ging, ihm ein Denkmal von Marmor setzen zu lassen. Will Herr Leo das nicht rügen, tadeln, auf's Schärffste vermaledeien? Und warum nicht, da der Mann ja bereits im Grabe ruht, der Napoleon so groß geehrt. Also, Herr Leo, greifen Sie zu ihrer Thersitesfeder und schelten sie frisch drauf los, wir wollen Ihnen den deutschen Denkmalsbegründer Napoleon's nennen: — Friedrich Wilhelm III., der hochselbige König von Preußen war es, der seinem großen Feinde, selbst großgesinnt, eine Bildsäule von Marmor setzen

ließ, und gar — (erschrecken Sie nicht, Herr Leo) — im Museum zu Berlin, unter die Helden der vorchristlichen Welt, gegenüber dem heidnischen Julius Cäsar. War das nicht entsetzlich, unchristlich, unsittlich, dem „Marquis von Bonaparte“ — (nennen ihn nicht die Jesuiten also?) — eine solche Ehre anzuthun? Nun, Herr Professor, muthiger Rügenwart und frommer Geschichtsschreiber, treten Sie doch dagegen auf, lassen Sie doch Ihre sittlichen Donner durch die Spalten der frommen Evangelischen rollen und grollen über diesen königlichen Bewunderer Napoleon's. Vielleicht schelten Sie den marmornen Napoleon aus dem Museum hinaus, vielleicht stellt man Sie selbst auf das Piedestal, gradüber Julius Cäsar. —

Der rühmlichst bekannte Staatsökonom John Prince-Smith hat soeben in Berlin zwei Broschüren erscheinen lassen, wovon die erste „über die englische Tarifierform und ihre materiellen, socialen und politischen Folgen für Europa“ handelt; die zweite „Bemerkungen und Entwürfe Behufs Errichtung von Actienbanken“ enthält.

Was die Broschüre über die englische Tarifierform anlangt, so kämpft der geehrte Verfasser darin mit Ruhe und Klarheit für eine absolute Freiheit des Welthandels und weist in besonderer Beziehung auf Deutschland nach, daß Schutzölle („Zeuierungsölle“ nennt er sie) und Sonderinteressen dem deutschen Handel und der deutschen Industrie, nach Aufhebung aller britischen Monopole, direct verderblich werden müssen (?). Er weist nach, daß solche sogenannte „Schutzölle“ eine indirecte, unnütze und schädliche Besteuerung der Nation sind, zur Deckung eines von einem besondern Gewerbe, das auf einem künstlichen und unnatürlichen Fundamente ruht, gemachten Ausfalls.

Wir werden auf die Broschüren des Herrn Prince-Smith des Nähern zurückkommen, da sie ein allgemeines Interesse beanspruchen und einer ausführlichen Besprechung äußerst würdig sind. H.

2.

Hinrichtung. — Aus dem Leben der Verbrecher.

Unsere Stadt wird diese Woche das Schauspiel einer Hinrichtung haben, oder vielmehr nicht unsere Stadt, sondern das benachbarte Spandau, da in letzterer Zeit derlei tragische Executionen nicht mehr im Weichbilde Berlins statt finden. Auch sucht man in lobenswerther Weise solchen tragischen Acten der Justiz den Charakter eines Volkspectakels zu nehmen. Man läßt daher die Hinrichtung bereits Morgens um 3 Uhr vor sich gehen und verschweigt dem großen Publicum noch am Tage zuvor den Richterspruch, was aber nicht verhütet, daß am verhängnißvollen Morgen zwanzigtausend Schaulustige auf dem Richtplatze sich drängen. Denn wie will man den Urtheilspruch den Verwandten verschweigen, die zum letzten Mal zu sehen dem Delinquenten doch gestattet werden muß? Der Verbrecher, der diesen Donnerstag (17. Juli) eine Missethat mit seinem Leben bezahlen wird, ist ein Mensch von etwa 48 bis 50 Jahren, Namens Kleber, seines Handwerks ein Maurergeselle. Er ward bereits ein Mal zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt, weil er seine Frau so mißhandelt hatte, daß sie in Folge dieser Mißhandlungen

gestorben ist. Nachdem er seine achtjährige Strafe abgebußt, lebte er im Concubinat mit mehreren Weibspersonen. Die letzte dieser Art war eine hübsche Person, die, wie es schien, seinen Sohn noch lieber sah, als den Vater. Von Eifersucht zernagt, beschloß dieser entartete Mensch, seinen Sohn, einen jungen Burschen von etwa zwanzig Jahren zu ermorden! Er versah sich mit einer Pistole, mit Pulver und Blei und wartete eine Nacht ab, wo der junge Mensch im tiefen Schlafe lag. Aber in demselben Bette mit diesem schlief auch noch ein junger Knabe, sein Bruder. Als der scheußliche Vater an's Bett heranschlich, sah er, wie sein jüngerer Sohn im Schlafe die Arme um den Hals des ältern Bruders geschlungen hielt, so daß der Schuß, wenn er ohne Vorsicht abgefeuert worden wäre, vielleicht den Kleinen statt des Größern getroffen hätte. Statt sich abschrecken zu lassen, holte er Licht herbei, erspähte sorgsam eine Stelle, wo die Kugel sicher treffen würde ohne den Andern zu verletzen, setzte endlich die Mündung an die Weichen seines Opfers und schoß ab. In erster Instanz zum Tode durch das Rad verurtheilt, appellirte er an die zweite Instanz, indem er im Gefängniß gleichzeitig sein Betragen änderte. Früher frech, hartnäckig und roh, wurde er jetzt plötzlich fromm, geistlich, verzückt, sprach stets mit Salbung, verdrehte die Augen: die Strafe, die ihm Gott schicke, sei ihm willkommen, er sei mit seinem Schöpfer versöhnt, er fühle die Größe seiner Missethat und wünsche seinen sündhaften Brüdern ein Beispiel zu werden von des Himmels Strafen, und derlei Lebensarten mehr. Die zweite Instanz aber bestätigte trotz dieser heiligen Bekehrung das Urtheil und der König milderte, wie es Brauch ist, die Strafe des Rades in den Tod durch das Beil.

Die Gefängnisse der hiesigen Stadtvogtei sind übrigens so vollgestopft mit Verbrechern aller Art, daß in manche Zelle sechs gesperrt werden müssen. Um auch einen komischen Fall zu erzählen, will ich eines Angeklagten erwähnen, der Fälschungen sich zu Schulden kommen ließ. In Ermangelung eines Vertheidigungsgrundes, simulirt er, wahnsinnig oder vielmehr von einer fixen Idee besessen zu sein. Er gibt sich für einen Nefse von Nothschild aus, wirft mit französischen Brocken um sich und spricht namentlich viel von seinen Vettern James und Salomon in „Francfort a u (!) Main“. Es scheint aber, daß dieser Wahnsinn nicht genug Methode hat, denn er findet keinen rechten Glauben. Das Simuliren von Krankheiten ist eine so oft wiederkehrende Komödie in den Untersuchungsgefängnissen, daß man es den Richtern nicht verargen kann, wenn sie Skeptiker werden. Vor noch nicht langer Zeit befand sich in der Stadtvogtei ein Mann in Untersuchung der contract war und einen Fuß kürzer als den andern hatte. Er mußte immer zur Untersuchung getragen werden, kam mehrmals in's Lazareth und bestand mehrere schwere Kuren, ohne daß sich sein Uebel nur im mindesten besserte. Doch kam er allmählig so weit, daß er auf Krücken herumschleichen konnte. Endlich wurde er wegen unzureichender Beweise entlassen und hat, man möchte ihm die Krücken schenken. Dies geschah. Aber auf dem Wege aus dem Gefängniß führte ihm der Zufall einen der Gefängnißchirurgen in den Weg und dieser traute seinen Augen nicht, als er plötzlich seinen Patienten frisch, fröhlich und frei mit graden Gliedern, die wohlbekannten Krücken

unter dem Arm, einher-spazieren sah. Im Gefühl der Scham lief dieser, als er des Arztes ansichtig wurde, auf und davon und der vorgebliche kurze Fuß machte jetzt so lange Schritte, daß der nacheilende Arzt ihn kaum mehr erreichen konnte. Dieser hat auch den ganzen Vorfall, der einen Beitrag zur Lehre von der Verstellungsfähigkeit des Menschen liefert, in einem hiesigen Blatte veröffentlicht. Bei solchen Erfahrungen muß allerdings das Herz des Richters abgestumpft gegen die Angeklagten werden. Unwillkürlich wird ihm seine Phantasie die erlebten Beispiele vorführen und seinen Verstand und sein Herz gegen den Unschuldigen stimmen. Derlei kann dem trefflichsten Menschen, dem humansten Richter begegnen. Darum sollten die Männer der Justiz in ihrem eigenen Interesse auf Deffentlichkeit und eine andere Gerichtsform dringen, damit die schwere Verantwortlichkeit ihnen abgenommen werde, damit die öffentliche Meinung ihnen zur Seite stehe und sie sich nie Selbstvorwürfe zu machen haben, die Sache irgend eines Inculpaten vielleicht doch zu vorurtheilsvoll gesehen zu haben.

III.

N o t i z e n.

Eisenbahnen und Statistik. — Königsberg und die Königsberger. — Jung und der Socialismus.

Das gräßliche Unglück auf der französischen Nordeisenbahn wird als Nachwehen wieder für einige Zeit eine gesteigerte Angst vor Eisenbahnfahrten haben. Wie viele Mütter werden in den nächsten Monaten in der fürchterlichsten Qual leben, wenn ihre Söhne nur um eine halbe Stunde länger ausbleiben, weil der Convoi, mit dem er ankommen soll, sich verzögert hat; wie viel Frauen werden in den Eisenbahnhallen unter Thränen von ihren Männern Abschied nehmen und dem ersten Briefe mit zagender, selbstpeinigender Erwartung entgegen sehen. Wie einen Tröster in der Noth, finden wir in dem vor einigen Tagen erschienenen „Eisenbahn-Jahrbuch“ von Herrn von Neden (Berlin 1846), einen beruhigenden Aufsatz über die Unglücksfälle auf den Eisenbahnen Europa's. Zuerst wird darin durch statistische Zahlen nachgewiesen, daß Frankreich überhaupt, wegen seiner nachlässigen Eisenbahnverwaltung und der Unzulänglichkeit seiner gesetzlichen Bestimmungen, in diesem Punkte die allermeisten Unglücksfälle aufzuweisen und in Bezug ihrer Anzahl einen traurigen Vorrang unter allen europäischen Eisenbahnen hat. Nach Frankreich kommt England, dann Belgien und in letzter Reihe erst Deutschland. Die tüchtige Verwaltung deutscher Eisenbahnen und jener schwerfällige, bedächtige Geist, den man in andern Angelegenheiten an uns tadelt, kommt uns hier zu Gute. Ferner weist Herr von Neden nach, daß, trotz aller bisher bekannten Eisenbahnkatastrophen, das Reisen auf Eisenbahnen dennoch für ungleich weniger gefährlich zu halten ist, als jede andere Art der Personenbeförderung. Unter mehreren Belegen, die Herr von Neden zur Unterstützung dieser Behauptung liefert, findet sich auch folgender: Nach den Erfahrungen der Jahre 1840 bis einschließlich 1844, kommen in Berlin durchschnittlich jährlich 90 bis 100 Personen durch einen Unglücksfall (Selbstmord ausgeschlossen) um's Leben; davon finden zwischen 40 und 50 ihren Tod im Wasser. Die höchste Zahl

eines in ganz Deutschland auf den Eisenbahnen durch einen Unfall zu Tode gekommenen Personen ist 4, also nur der zehnte bis zwölfte Theil der allein in Berlin lediglich im Wasser Verunglückten. Sogar das Baden im Freien ist ungleich gefährlicher, denn während z. B. in Berlin 1843: 7, 1844: 4 Personen (männlichen Geschlechtes) beim Baden ihr Leben verloren, fanden in dieser Zeit nur 1 resp. 2 Menschen auf sämtlichen deutschen Eisenbahnen durch einen Unfall ihren Tod. In London verlieren 250 bis 300 Personen alljährlich durch Unfälle beim Fahren ihr Leben, während in ganz Europa die Eisenbahnen nicht so viele Opfer kosten. Es ist sogar bei Weitem gefahrvoller in den Straßen von Paris zu Fuße zu gehen, als auf den französischen Schienenwegen zu fahren; denn die Zahl der in den Straßen der Seineresidenz umkommenden Personen ist jährlich 460 bis 480, während bisher das jährliche Maximum der Todesfälle auf den Eisenbahnen Frankreichs 56 war. — Legt man die Frequenz der Berlin-Anhalt-Eisenbahn zu Grunde, so wurden im Jahre 1844 auf je 10 Meilen Bahnlänge etwa 430,000 Personen befördert. Um diese Personenzahl nach einem Punkte gleicher Entfernung zu schaffen, würde auf der Chaussee eine Schnellpost (10 Personen täglich) hin und zurück 118 Jahre bedurft haben; da nun nach dem Durchschnitte des unglücklichsten Jahres in Deutschland erst auf 45 Meilen Bahnlänge ein Todesfall kommt, so müssen 472 Jahre vergehen, ohne daß die Schnellpost Veranlassung des Todes eines Reisenden ist, wenn man behaupten will, es sei mit dem Personentransport auf Chausseen nicht mehr Gefahr verbunden, als auf Eisenbahnen.

— Von Dr. Alexander Jung ist ein Buch: „Königsberg und die Königsberger“ erschienen. Schon vor einigen Jahren ließ der Professor Rosenkranz „Königsberger Skizzen“ erscheinen; aber statt kerniger, plastischer, saftiger Schilderungen aus dem wirklichen Leben Königsbergs erhielt man weiter nichts, als zuweilen recht spaßhafte, philosophisch-frankhafte Conjecturen und Hypothesen, die sich von der Tracht der Dienstmädchen bis in den Mittelpunkt der sublimsten Metaphysik verirren mochten. Da die Königsberger Bewegungen, wenn auch mehr in jüngstvergangener Zeit, als gegenwärtig, den Blick Deutschlands dieser Stadt zugewendet haben, so wäre eine kernige Schilderung des wirklichen Königsbergs noch immer von Interesse. Aber eine solche saftige, lebensvolle Darstellung sucht man ganz vergebens auch in dem vorliegenden Buche von Jung. Er folgt vielmehr seinem Meister Rosenkranz in Hypothesen und Conjecturen und führt sich durch Königsberg philosophisch spazieren. Es liegt ein besonderes Etwas zwischen dem Herrn Jung und der vollen Wirklichkeit des Lebens, dies ist die philosophische Schule. Wie er sich auch müht, er kann des vollen Lebens nicht Herr werden, er sucht sich in bloßen Reflexionen zu entschädigen, dadurch aber erhält sein Buch den Charakter einer unerfreulichen Sterilität. Herr Jung gibt dem Socialismus als das eigentliche Element seines Buches an. Er hat sich einen Socialismus zurecht gemacht, der von dem wirklichen kaum etwas Anderes hat, als den Namen. Am meisten Socialismus finden wir in folgenden Stellen des Buches: „Die Gräfin Rossi, die frühere Sonn-

tag, soll von dieser Schloßteichidylle mitten in der Stadt, von diesem Naturrausche mitten in dem sonst nüchternen Königsberg hingerissen worden sein, und sie würde dieses Meisterstück der Natur auch von der Kunstseite vollendet haben, wenn sie aus einem der Gärten als menschliche Nachtigall an einem jener schwärmerischen Abende hätte hervorschlagen mögen, so daß doch auch einmal das arme Volk auf der Schloßbrücke sie hätte hören können. Etwas allzuviel möchte es gesagt sein, wenn Jung behauptet: „Königsberg ist der merkwürdige Ort, welcher, an das Ende von Deutschland gedrängt, dieses so höchst eigenthümlich geartete Land in seiner ganzen Vollständigkeit und Originalität in sich abbildet und dem aufmerksamen Beobachter vor das Auge bringt.“ Statt kräftiger Federzeichnungen und frischer Schilderungen finden wir ohnmächtige Vergleiche, in ihrer Forcirtheit unendlich komisch. „In der vor uns liegenden Aussicht haben wir Dresden vor Augen (also nicht Königsberg), Dresden von der Elbbrücke aus. In jener Ecke links setzt die Gartenanlage des Conditors Maurizio ordentlich schon zu einer brühlischen Terrasse an.“ Ja sogar: „In der Ferne mehrere hohe und schlanke thurmartige Schornsteine hiesiger Fabriken, wie türkische Minarets, deren schwarze, langgeschweifte Steinkohlenrauchwolken wie wilde, muselmännische Rosschweife erscheinen, die heute wie an einem Ehrentage des Propheten ausgeflagt sind; oder die Illusion wird noch größer, wenn der wirkliche Halbmond in der lauen Nacht über einem jener Me-nestrello steht?“ Wo ist hier auch nur etwas von einer wahren, kernigen, natürlichen Schilderung. Nach Jung wäre auch die königsberger Bürgerversammlung socialistisch gewesen, also auch folgende Verhandlung, die wir nach ihm mittheilen:

„Wir decken uns! rufen eine Menge Bürger, indem sie ihre Hüte und Mützen aufsetzen. — „Ich bitte um das Wort, Herr Präsident!“ ruft eine neue Stimme. — Ihr Name, mein Herr? erwiedert der Präsident. — Der Name wird genannt. — Haben Sie die Gewogenheit, mein Herr, fährt der Präsident fort, von dem Worte nach Wohlgefallen Gebrauch zu machen. — Ich wollte nur, erwiedert der Angeredete, die kurze Anfrage mir erlauben, ob es nicht zweckmäßiger wäre, daß ein Jeder für den heutigen Abend eine Mütze und nicht einen Hut als Kopfbedeckung mit sich führete, damit der Hintermann im Vorwärtsblicken nicht behindert würde. — Dagegen werde ich mir erlauben zu protestiren, antwortet der Hutfabrikant Herr E., da ich einen großen Vortheil davon habe, den mir die Herren, ich bin davon überzeugt, auch von Herzen gönnen werden. — Gut bemerkt! rufen Hunderte von Stimmen mit innigem Lachen, sehr gut bemerkt! — Es leben die Hüte! fällt der Chorus ein. — Hüte, und nur Hüte sollen mitgebracht und während der ganzen Versammlung auf dem Kopfe behalten werden!“

Uebrigens ist durch das vorliegende Buch eine kräftige Schilderung des wirklichen Königsbergs durchaus nicht überflüssig gemacht worden. Ein kräftiges Leben verlangt natürlich auch einen kräftigen Zeichner.